

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Leonie.

Von Henri Barbusse.

Als Leonie aus Paris in das Dorf zurückkehrte, regnete es an diesem Abend. Auf dem Dorplage hatten sich die Kinder versammelt und erwarteten das Mädchen, um es auszulachen.

Leonie hatte, als sie nach Paris gezogen war, versprochen, dort reich zu werden, und siehe da: sie kehrte ärmer, als sie je gewesen war, zurück.

Der Tag ging gerade zur Neige, als das große Mädchen aus dem Bahnhofsgelände in einer Haltung herauskam, wie man sie hat, wenn man ein Gefängnis verläßt. Im gelblichen Nebel der Coelestinengasse sah man die gutmütige Silhouette des Mädchens auftauchen, in dieser Gasse, die, von Wagenspuren zerfurcht und schlecht gepflastert, wie das schartige Rückgrat eines alten Droschkengauls aussah. Als Leonie die Gasse hinabstieg, schwellte und rollte der Wind ihren grauen Rock und den farblosen Schal dem Abend entgegen.

Das Heimdorf bereitete ihr einen schlechten Empfang. Wo sie vorüberging, schlossen sich die Fenster, wurden die Nasen gerümpft. Die alten Leute, die ihr guten Tag boten, taten es sehr zerstreut. Gefährten und Gefährtinnen vom Vorjahre betrachteten sie mit leeren Augen, die nicht zu erkennen schienen — wo man sich doch bei einigem guten Willen erkannt hätte. Nach ihrer Abreise flügge gewordene Jugend wandte sich ab, als hätte man sie unterrichtet.

Man konnte ihr nicht verzeihen, daß sie keinen Erfolg gehabt hatte. Sie war schlimmer als fremd geworden.

Verstohlen blühte sie nach rechts und links. Sie beschleunigte ihren Schritt, sie leuchtete, sie weinte Schweiß, sie flüsterte verlogen ihr „Tutu“, das sie seit ihrer Kindheit gewohnt war. Ihr schwarzer Hut sah wie verwittert, wie degradiert aus.

Sie wandte sich zum Hause ihrer Schwester, zum einzigen Asyl, zur einzigen Verwandten.

Vor der Tür blieb sie stehen und stötte ein ersticktes „Tutu“. Wie eine Bettlerin streckte sie die Hand aus und ergriff schwerfällig den Glockenzug, der sich in seinem Winkel zu verstecken schien.

Die Tür ging auf: die magere Frau Dieze erschien und betrachtete ihre Schwester.

„Ach! Sie war weniger lebhaft und heiter, als wie sie in die Hauptstadt gezogen war, um sich auszubilden und viel Geld zu verdienen. Damals hatte sie ein so unschuldvolles und fröhliches Gesicht, daß man sie fast darum beneidete.“

Als Frau Dieze die große Leonie so besigt und zermüht vor ihrer Tür stehen sah, beschlich sie ein Gefühl der Scham (was würden die Leute sagen?); innerlich aber frohlockte sie, und dieses Gefühl kam aus ihr selbst. Die Augen zum Himmel aufschlagend, rief sie den Schatten des Herrn Dieze an; heuchlerisch bedauerte sie, daß er diese erbärmliche Rückkehr, die mit Frau Diezes geheimsten Hoffnungen so sehr übereinstimmte, nicht mehr sehen konnte, da er im Vorjahre ahnungslos verschieden war.

Und nach einer Pause sagte sie zu ihrer Schwester: „Du bist es?“

Leonie wollte fast ein Lächeln versuchen, aber sie rieb nur verlegen die Hände und verzog mit einem Achselzucken den Mund. Ihr Klavenrücken beugte sich und zog durch das schwarze Türloch ins Haus ein.

In den folgenden Tagen streifte Leonie durch die Gassen. Der Empfang, den man ihr am ersten Abend bereitet hatte, änderte sich nicht. Ueberall stieß sie auf die gleichen, gelegentlich mißtrauischen und boshaften Gestalten. Nein, sie würde sich nie mehr an diese Leute gewöhnen, non denen sie fortgezogen war.

Die Leute genierten sich gar nicht vor Leonie, die Leute zeigten ihre Seele ganz nackt. Wild, selbstsüchtig und habgierig, das waren sie alle. Und mehr noch: knechtisch im Angesicht der Macht, hatten sie nur vor den Bedienten des dörflichen Schlosses Respekt. Das Schloß in seiner phantastischen Gestalt herrschte über das Dorf schlimmer noch als die Kirche.

Die Heimgekehrte fand sich so von allen Seelen verlassen, sah bei jeder Begegnung überall so verschlossene Gesichter, daß ihr eines Abends sogar eine Kuh auffiel, die sie ohne Bosheit betrachtete. Ein andermal rührten sie die Zeichen, welche ihr die vor der Pfarre stehenden Pappeln gaben, alle gleichförmig zu beiden Seiten der Steinbank, die — immer am gleichen Platz — sie wie ein Mensch im Schatten erwartete.

Man wollte sie nicht mehr. Sie fühlte es. So konnte es nicht mehr lange bleiben.

Eines Morgens — eine halbe Stunde, nachdem Leonie aus ihrer Wohnung geflüchtet war — begegnete sie einem Menschen mit einem seltsamen Kopf. Das ganze Haupt war schwarz umwickelt; die Haare mischten sich mit dem Barte und untereinander, fiedrige Augen trugen den Schein einer Lampe in den Tag.

Sie erinnerte sich: — der Narr. Von der Seite her sah sie ihn an und erstaunte: immer noch war er wahnsinnig?

Aber dieses Geschöpf lachte sie an und rief sie bei ihrem Namen. Dieser zage Anruf in der Dede ließ sie erbeben. Wider Willen lächelte sie ihn, so gut sie konnte, an und machte ihm eine kleine Verbeugung. Ja, sie ging an ihn heran und machte „Tutu“ wie ein kleiner Vogel. Einen Augenblick später blieb sie auf dem Wege stehen und fragte sich: Ist er ein Narr?

Ohne zu wissen wie, fanden sie sich wieder. Als sie ihn zum zweitenmal sah, streichelte er zärtlich einen verkrüppelten Hund, ein Beweis, daß es mit seinem Wahnsinn so arg nicht sein konnte.

Seine Haare waren nicht weiß. Er war eher elend als alt. Er vegetierte armselig dahin. In einen weiten Malerkittel gehüllt, schien er daselbe Schicksal mit sich zu schleppen wie Leonie. Er war verhaßt und verachtet wie sie, und beiden machten die Leute das Leben gleicherweise unmöglich.

Am dritten Tage konnte sich Leonie nicht enthalten, dem Manne ganz leise zu sagen:

„Ich habe Ihnen ein Geheimnis anzuvertrauen.“

„Ich Ihnen auch!“ sagte er.

Sie flüsterten und flüsteren. Jeder sprach sehr lange und der andere hörte sehr lange zu. Nach dieser Unterhaltung schüttelten sie die Köpfe; einen Augenblick herrschte Schweigen, dann murmelte sie:

„Sie sehen wie ein Künstler aus!“

„Und Sie wie eine Rose!“ sagte der Mann.

Und indes sie errötete und aufachte, sah sie wirklich wie eine pausbäckige Blume aus.

Plötzlich verschwanden Leonie und der Narr.

Welch ein Standal! Nach der Messe bildeten die Damen Gruppen, um darüber zu sprechen. Wohlverstanden: man brachte das Verschwinden, dieses Verschwinden zweier Menschen, in Zusammenhang, um daraus ein doppeltes Verbrechen zu machen. Es gab Gesüßter, halberstidte Flüche und das gewisse verständnisvolle Lächeln.

„Ich werfe sie hinaus, wenn sie zurückkommt!“ sagte Frau Dieze. Und fügte hinzu: „Nebrigens hätte ich sie auch so hinausgeworfen.“

Plötzlich trat ein Herr zur Gruppe der Damen.

„Bardon,“ sagte er und küßte den Hut. Er trug eine Brille und hatte rote, wie Spielkarten leuchtende Wangen. Es war der Notar des Schlosses. Er sagte sehr laut zu Frau Dieze:

„Ihre Schwester wird zu Ihnen nicht mehr zurückkehren. Sie wird einen Herrn ehelichen, der zu gleicher Zeit mit ihr diese Gegend verlassen hat — einen Herrn, den Sie kennen.“

„Ach!“ glucksten drei gestreckte Weiberhäuse.

„... Und Ihre Schwester hat das Schloß gekauft von dem Gelde, das sie in Paris erworben. Sie wollte nicht, daß man es wisse. Sie wollte Sie überraschen!“

Und mit kleinen, abgehakten Schritten entfernte sich der Notar aus dem Bereich von sechs verdutzt dreinschauenden Augen.

(Deutsch von Josef Kasper.)

Die Teufelsblume.

Von Wilhelm Bölsche.

Mit Genehmigung des Verlages Carl Reiskner, Dresden, bringen wir aus einem demnächst erscheinenden Buche Wilhelm Bölsches „Der singende Baum“, neue Geschichten aus dem Paradies, dieses zur Probe.

Soll ich eine Blumenform nennen, die mir selber immer am meisten etwas Unheimliches gehabt hat, so sind es die Orchideen.

So herrlich sie besonders in ihren riesigen farbenfrohen Arten des heißen Tropenwaldes prangen — sie gleichen mir von je einm Typ dämonischer Frauenmänner, ich malte mir aus, daß sie beißen könnten, wenn sie wollten, sich mit grimmigen Zähnen und Stachelzungen plötzlich einhalten, wenn man ihnen zu nahe käme — zum Nichtmehrloslassen und schouertlich zähen Auslutschen und Ausaugen mit gierigen Botypenlippen.

Tatsächlich — wie sie gewöhnlich und echt sind, tat ich den harmlosen und kunden Märchenfindern doch damit das bitterste Unrecht.

Noch nicht einmal für das geflügelte Kleinod ihres feuchten Dämmerwaldes sind die wirklichen Orchideen „insektenfressende Pflanzen“.

Alles an ihnen ist, soweit ein Zweck überhaupt ersichtlich, sehende Liebe von Pflanze zu Pflanze, und nur zu ihren eigenen brennenden Liebestünften treiben sie auch mit diesen Insekten für gewöhnlich ein gänzlich gefohrtes Spiel.

Nehmen wir für die Grazie dieses Spiels irgend einmal eine der schönsten aus der Fülle als Beispiel.

Etwa eine zauberhaft süße, duftende Phalanopsis, wie sie auf den fernern Philippinen ihre großen Blumenaugen verlangend aufschlägt.

So siedelt die Pflanze im ganzen gleich unserer Mistel, obwohl nicht so eng, auf fremden Urmaldbäumen, deren Borke ihre bunt wie Schlangenhaut schillernde Wurzel in arderhalb Meter lang'n Bändern schon phantastisch genug umwindet.

Das Blütenwunder selbst mit seinen scheinbar lebenden Lippen aber zieht von weither die Insekten an die inmitten der Herrlichkeit auf der Unterlippe jeder Orchideenblüte hier ein richtiges bequemes Stübchen finden, von dem aus sich gerade in Stöheöhe der Kopf durch ein kleines Fensterchen in die appetitlichste Honigtammer heden läßt.

Schleckt die Fliege, die da Platz genommen, nun lustig los, so heben sich ihr dabei zugleich die befruchtenden Staubpatetchen der Blüte wie zwei gestielte Kugeln an den Kopf, und wenn der genäsichige Gast jetzt gleich darauf weiter honigmet kneipen geht und bei einer nächsten Blüte zu fenstern begehrt, so haben sich die anfangs ferngeratenen Kugeln auf seiner Nase inzwischen hübsch selbsttätig wie ein Bahnsignal nach vorne abgellappt, so daß sie diesmal schon beim Einstieg glatt wieder mit durch das Fensterchen eingehen.

Drinne aber berühren sie die Narbe der zweiten Blüte und vollziehen so das Liebesmysterium der Orchidee — während die Fliege doch, außer daß sie für einen Moment ihrer Metreise verwunderliche Hörner aufgesetzt bekommen hatte, nicht den geringsten Schaden von der ganzen Geschichte leidet.

Um solcher neotischen kleinen Liebesstücklein willen aber lebt das friedliche Orchideenvolk, scheint es, jahraus jahrein seine unsahbar üppige Blumenorgie aus, die in einer Art auf den Sundaitstein bis zu mehr als halbhundert Blütenrispen auf einmal gebiehet ist, vor denen jede ihre paar Meter lang wird und über hundert gelbrote, braungeflechte Einzelblüten trägt — ein hängender Garten der Semiramis in Gestalt einer einzelnen blühenden Pflanze, dem keine Menschenkunst je hat nachkommen können.

Und doch . . .

In der nie geschriebenen Chronika des Insektenstammes, die vielleicht nur einmal in dumpfen Wärmestüften später Enkel zum Ausdruck kommen könnte, müßte ein Kapitel stehen von einer Orchidee, die auch alle jene schwärzesten Verdachte mehr als rechtfertigte.

Die furchtbare Sage von der „Teufelsorchidee“, die, wenn nicht Menschen, so doch leichfümmige Falter und andere Insekten wirklich packt und festnagelt und ausaugt ganz und gar im Sinne meiner wilden Vampirphantasie.

All das eben von den „harmlosen Orchideen“ Besagte trifft nämlich nur den normalen — du darfst auch sagen, den wahrhaftigen Fall.

Nun aber bist du in Ostafrika — dort, wo es einst Deutschostafrika hieß, Land, ach, unserer verklungenen Träume. . . .

Und du sollst in einem Schmetterling verzaubert sein — einen der großen, farbenschnöhen dieses uralten, glutheissen, fagenunwobenen Erdenblocks Afrika.

Da erscheint diesem Schmetterling auch von weitem eine solche geheimnisvoll gleichende Wunderblume, wie sie gleich der legendären Rose von Saron aus dem Paradies seines Landes lockt.

Ganz unverkennbar deutlich heben sich auch hier aus grünen Strauchwerk die fleischigen Wangen, die porzellanhaften Lippen heraus, die der echten Orchideenblüte so oft wirklich ein Gesicht zu geben scheinen, wenn auch ein frohenhaftes, das an die grellbemalten Lanznasken papuanischer Wilden erinnert — in der Mitte gekiebt, am Rande leicht wellig eingekerbt, auf die wachstartige Fläche aber wie von der Hand eines impressionistischen Malers die stärksten Farbkontraste mächtig wirksam nebeneinander gesetzt: quer durch ein dickes Ralfweiß über mehrere Blätter fortlaufend ein breites Band von weithin leuchtendem Rotviolett — — durchaus Stil etwa einer der großen Cattieyen im tropischen Orchideenwald.

Magisch gezogen im Bann deiner eigenen unüberstehlichen Sympathie, die auf solche Form, solchen Farbgegenstand eingestilt

ist, schwebst du, schöner Falter, der du selber einer befreit fliegenden Duftblüte gleichst, auf des vertraute Wunder herab.

„Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommt gelogen und gebannt,
Und zulezt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling verbrannt.“

Du suchst das Stübchen und die Honigtammer,

Aber indem du dich mit der ganzen Sorglosigkeit aller Lokalfennntnis niederlassen willst, die Hand gleichsam schon reißt zum „lederbereiteten Nabe“ — da geschieht diesem das ganz Unmögliche wirklich, das aus allem traditionell geheiligten Orchideenfrieden herausfällt.

Du bist im selben Augenblick gepackt, geklemmt, angespießt, mit sieben Schwertern ins Herz gebohrt.

Und nun langsam, wie nach endlich gefallener Mose sich herandrehend, äugt aus dem jählings zerflohenen Phantom ein wahrer kleiner, böser Kopf herfür, die Blüte bewegt sich, schnappt, beißt — da wird das heillos sterbende Opfer gefressen, ganz regelrecht mit Zerlauen und Schluden gefressen. . . .

Der schöne Schmetterling war in die entsetzlichste Falle der Natur geraten.

Die Beute geworden ist er des Idolum diabolicum — der „Teufelsblume“.

Lala Babu.

Ein indischer heiliger der Neuzeit.

Von Sautos Hazra (Kalkutta—Wien).

Es ist ein sehr altes Sprichwort in Indien: „O Gott, gib mir Leid, — sonst werde ich dich vergessen!“

Dieses Wort hatte das erstmal Kuntidewi, die Mutter des berühmten Pandovas, zu Schritrisjwa gesagt.

Indien ist das Land, wo die Menschen statt Reichum und Bequemlichkeit des Lebens — eher Leid wünschen.

Wie merkwürdig — wie tief ist diese Art; dort denken die Menschen nicht in erster Linie an sich — sondern zuerst an den anderen, besonders aber haben sie immer das hohe Ziel des Lebens im Auge.

Wer nicht Leid an sich selbst ertragen kann — wie kann er Friede und Freude genießen? — Jeder soll dürsten nach der höhern Erkenntnis — nicht soll es Durst des Lebens und Vergnügens sein; — sondern nach Erlösung — dieses Verlangen — und nach Gottheit!

Die Inder haben dieses Verlangen nach Erlösung gefühlt — so gingen diese Menschen immer — ihr friedvolles Heim, ihre eigene Bequemlichkeit des Lebens, Reichum und alles verlassend, nach der Suche eines hohen Jieles.

Ich werde Ihnen das Erwachen eines Menschen, eines Mannes unserer Familie erzählen; man kann ihn „modernen Buddha“ nennen.

Er heißt: Lala Babu; in allen heiligen Städten der Hindu wird sein Name genannt, und seine Tempel stehen dort, wo täglich Tausende von armen Menschen frei ihr Essen erhalten.

Er war ein Raja.

Ein kleines Mädchen sagte zu seinem Vater: „Vater — steh auf — der Tag ist zu Ende! (Bela jai)“

Lala Babu war zu dieser Stunde mit seiner Dienerschaft und seinen Hofleuten durch diese Strahe gefahren.

Er hörte dieses Mädchen sprechen; „Bela jai“ — sagte er zu seinem Minister — „Ja — ja — ich habe keine Zeit mehr — halte an!“

Und er ist aus seinem Wagen gestiegen — hat seine kostbaren Kleider und seinen Schmuck verschenkt und ging von nun an nur in einem einfachen Kleid umher; seinen Reichum — alles hatte er verlassen — um in seinen noch jungen Jahren ein — „Sannyasi“ zu werden.

Ja — ein echter Sannyasi — der keinen Durst nach äußerlichen Verlockungen hat — dessen Ziel Erlösung ist. . . .

Diese einfachen Worte: Bela jai — waren ihm wie ein Ruf von Gott selbst; — „wirklich“ sagte er in großem Schmerz „Bela jai — und was habe ich getan?“

Nun ging er zu Fuß von einer heiligen Stadt zur anderen — in Ruhe zu denken — in Einsamkeit zu leben. . . .

Wo er auch hinkam — waren alle Leute bezaubert von dem heiligen Strahl, der aus seinen Jügen leuchtete.

Nur einmal des Tages nahm er Nahrung zu sich; er ging nicht, wie die buddhistischen Bikhu (Bettelmönche), um sein Essen bis zum Mittag zu sammeln, sondern ging des Tages nur einmal in ein Haus, und was er auch dort erhielt — es war genug für ihn.

Alle wußten, daß er nur einmal um sein Essen gehe — und die Leute im ganzen Lande waren sehr besorgt, daß er nicht Hunger leide; so erhielt er vielmal soviel, daß er noch mit den Armen teilen konnte, und man machte für ihn einen besonders großen Kuchen, den man noch bis heute „Lala Babu roti“ nennt.

Jeder hatte solch einen Kuti vorbereitet, wenn er Lala Babu erwartete; man sah es als eine große Ehre an, wenn Lala Babu in sein Haus kam, um zu betteln.

So verbrachte er sein ganzes Leben in tiefen Gedanken — auf der Suche nach Frieden und Erlösung. . . .

Was er für die Menschen getan hatte, das weiß ich nicht; aber wenn man es eine Religion nennt, den Armen zu helfen, so hat er sie gelbt; in allen heiligen Stätten findet man seine Tempel für die Armen; und noch eines hat er für ganz Bengalen getan — nein — vor dem ganzen Indien hat er ein Beispiel der Selbstlosigkeit für das Wohl der Menschen gegeben.

Der Meister unserer neuen Banknoten.

Die neuen Banknoten, die uns zum erstenmal wieder eine richtige Goldwährung bringen sollen, zeigen in ihren höheren Werten von 10 R. bis 1000 R. lauter Bilder von Hans Holbein dem Jüngeren. Während man bei früheren Serien neben dem Großmeister Dürer auch andere altdeutsche Maler berücksichtigt, hat man sich diesmal ganz auf Holbein beschränkt, den Sohn des Augsburger Malers Hans Holbein, der zuerst in der Schweiz, in Basel, und dann in England heimisch wurde. Für die Auswahl der Bilder, die alle Porträts sind, dürften wohl weder Kunst- noch kunstgeschichtliche Gründe maßgebend gewesen sein, sondern man wird gewiß diejenigen bevorzugt haben, die sich technisch am besten wiedergeben lassen, denn irgendein System ist in diese kleine Holbein-Galerie nicht zu bringen; es sind wohl Arbeiten aus seiner früheren Zeit wie aus seinen Engravuren, männliche und weibliche Köpfe. Von dem Zehnmarkschein grüßt uns das jetzt in Schloß Windsor befindliche Porträt des Kölner Kaufmanns Dietrich Born, der im Dienst der Hanse nach London ging und dort in den Jahren 1542 bis 1549 urkundlich nachweisbar ist. Der eindrucksvolle Kopf, der von Holbein auch auf einer Miniatur festgehalten wurde, ist nach der Inschrift im Jahre 1533 gemalt. Holbein war ein Jahr vorher zum zweitenmal aus der Schweiz, in der er nicht mehr lohnende Arbeit fand, nach London gekommen. Die Beziehungen zum Hofe, die ihm seinen ersten Aufenthalt so anziehend gestaltet hatten, fehlten ihm diesmal, und er mußte sich beanähigen, die deutschen Handelsherrn im Stahlfhof, der großen Niederlassung der Hanse in London, im Bildnis festzuhalten. Eine stattliche Anzahl dieser Hanse-Kaufherren und anderer Mitglieder der deutschen Kolonie in London, hat er damals gemalt, darunter auch den Dietrich Born. Der Zwanzigmarkschein ist mit dem weiblichen Bildnis des Haager Museums geschmückt, in dem man nach der Ähnlichkeit mit anderen Bildern ein Porträt von Holbeins Frau vermutet, dessen Echtheit aber durchaus nicht über alle Zweifel erhaben ist. Verschiedentlich ist das Bild wegen seiner weichen tonigen Malerei für eine Kopie oder das Werk eines Zeitgenossen erklärt worden. Die Frau, die aus ihrer Haube ernst und nachdenklich hervorschaut, hat dieselbe Gesichtsfarbe, dieselben matten, unter schweren Lidern hervorblühenden Augen, soa Schürzenaugen, wie die vergrämte Frau auf dem berühmten Familienbild von 1528 deren Augen nun freilich, wie vom vielen Weinen, noch trüber und schwächer aussehen. Gewiß hat die Witwe des Baseler Ulrich Schmid, Elisabeth, die kurz nach 1520 den unruhigen, viel auf Reisen befindlichen Maler heiratete, kein sehr glückliches Los gezogen. Das Bildnis im Haag muß in der ersten Zeit der jungen Ehe gemalt sein.

Auf dem Fünzigmarkschein begegnen wir einem wundervollen Werk aus seiner letzten Reisezeit, dem Bildnis eines jungen Mannes im Wiener Museum. Das Werk stammt aus dem Jahre 1543, und in dieselbe Zeit etwa ist das ebensfalls im Wiener Museum befindliche Bildnis einer englischen Dame zu setzen, das unseren neuen Hundertmarkschein zieren soll. Kurz nach der Schöpfung dieser in ihrer Schönheit und Größe unübertrefflichen Werke starb er im besten Mannesalter, kaum 46 Jahre alt. 1543, wahrscheinlich an der Pest. Für den Tausendmarkschein hat man sich das berühmteste Holbeinwerk der Dresdener Galerie angesehen, das ganz in Frontalstellung angeordnete Porträt des Morette, wohl aus dem Jahre 1534. Man hat in diesem Bilde zunächst die Darstellung des Goldschmiedes Hubert Morette gesehen; aber auf Grund einer Medaille, die ihn im selben Alter und derselben Stellung zeigt, ließ sich feststellen, daß es sich um eine viel höhere Persönlichkeit handelt, nämlich um Charles de Morette, der 1534 französischer Gesandter am englischen Hof war.

Was alles gemacht wird.

Zunächst wird der Mensch selbst gemacht. Der Ausdruck ist in dieser Bedeutung nicht etwa nur in der derben Volkssprache gebräuchlich, sondern auch ein Schiller sagt: „Wer keinen Menschen machen kann, der kann auch keinen lieben.“ Ja, sogar Gott hat nach Luther gesagt (1. Mos. 1, 26): „Lasset uns Menschen machen!“ Das junge Menschenkind macht dann geraume Zeit sich und seine nächste Umgebung schauzig usw. Sein Spielzeug macht es entzwei. Zugleich macht es Geh- und Sprechversuche, welche den Eltern viel Freude machen. Bald macht es nach, wie die Haustiere machen. Später macht es bereits mancherlei Unfug und der Mutter viel zu schaffen. Zwischen durch macht es Zähne. Es macht Fortschritte. In der Schule lernt es hernach Buchstaben machen und zu Hause muß es Schularbeiten machen, macht aber noch viele Fehler, unter die der Lehrer rote Striche macht, sofern er nicht vom Stod Gebrauch macht; wobei er gewöhnlich ein grimmiges Gesicht macht. Hiernächst werden auch schon Lügen gemacht. Es werden Ansprüche gemacht, und der Eiferling macht sich starker bemerkbar. Andererseits macht das Kind auch allerlei Handreichungen, wodurch der vielbeschäftigten Mutter das Leben leichter gemacht wird. Nach der Schulzeit macht der Vater für seinen Sohn eine geeignete Lehrstelle aus, der junge Bursche macht die Lehre durch. Nachher macht er sich auf die Arbeitsuche. Macht allmählich Bekanntschaft mit dem anderen Geschlecht und macht hierbei sein Glück oder macht einen Fehlgang, wegen dessen er sich und öfter auch der Auserwählten sein Lebtag bittere Vorwürfe macht.

Die heranwachsende Maid liebt es vielfach, Staat zu machen, Vergnügungen mitzumachen und mehr aus sich zu machen, als not-

wendig ist. Andere Mädchen pflegen weniger herzumachen, lassen sich aber gerne blauen Dunst vormachen und haben dann oftmals viel durchzumachen. Wieder andere machen sich gar nichts aus Männern, sie machen keine Hochzeit und keine trüben Erfahrungen in der Ehe. Immerhin ist es keineswegs ausgemacht, daß sich das ledige Leben schöner macht; das hat jeder mit sich abzumachen. Die Ansichten sind verschieden, wie die Menschen selbst; dagegen ist nichts zu machen. Eine Hausfrau hat zweifellos viel zu machen. Am Morgen muß sie dem Mann das Frühstück machen, die Betten machen, rein machen, im Winter Feuer machen usw. Danach macht sie Einkäufe und macht die Hauptmahlzeit zurecht. Sie kann vielfach keine Pause machen, bis sie abends das Licht ausmacht.

Noch vielgestaltiger ist die Tätigkeit der Männerwelt. Einer macht Schuhe, der andere macht in Schuhwische, ein dritter macht Theater. Mancher macht früh seinen Laden auf, da aber die Aufmachung schlecht ist macht er keine Geschäfte und schließlich macht er zu oder macht Pleite. Nicht selten werden auch Schwebungen gemacht, um schnell und mühelos viel Geld zu machen. Da man sich dabei strafbar macht, so macht sich mancher, der sich vorher dick gemacht hatte, rechtzeitig dünn und aus dem Staube. In letzteren Fällen wird das Vermögen der Frau vermach, so daß die Geschädigten nichts machen können. Zuweilen wird auch blau gemacht, und abends oft ein Stal gemacht oder ein Abwesender ordentlich heruntergemacht, wenn niemand da ist über den man sich lustig macht, nachdem man ihn betrunken gemacht. Schließlich wird sich zur Heimkehr aufgemacht, derweil der Wirt die Rechnung macht. Miunter wird auch schlapp gemacht und der Gattin etwas weisgemacht, damit sie keine Szene macht.

Um den Leser nicht müde zu machen, sei hier Schluss gemacht. Die Beispiele ließen sich vertausendfachen. Doch kann sich wohl jeder schon jedermann eine Vorstellung machen, was alles gemacht wird. Kein anderes Tätigkeitswort wird so unendlich oft und vielseitig angewandt; selbst vom Gestorbenen sagt der Volksmund vielfach noch: er hat sich fortgemacht oder: hat sich weggemacht. — In den romanischen Sprachen und selbst in dem näher verwandten Englisch spielt das unserm „machen“ entsprechende Zeitwort keine ebenso große Rolle.

Dr. L.

Allerlei Lebensweisheit in Scherz und Ernst

Wenn du willst orgeln, so besorge erst Wind,

*

Allez min leben ist ein troum.

*

Wer lebt in dolci júbilo, der stirbt nicht in adagio,

*

Betrieger seynd der Wahrheit Secretary.

*

Geld ist keines Herzens Osterpiel.

*

Er krißt, daß ihm der Kabel strotzt.

*

Wenn man dem Volke die Ziegel (und Frohnen) verdoppelt, so kommt Moses.

*

Die Freiheit spinnt sich das Garn zu ihrem Zelte selbst.

*

Je höher der Affe steigt, je mehr er den Hinteren zeigt.

*

Ein Herz, das Knochen hat, verbläst nicht der Wind.

*

Alle Frauen sind Evas Töchter.

*

Gescheite Männer haben ihren Mund im Herzen.

*

Wer liebt, dem ist jeder Tintenker eine Venus.

*

Man kann den Frühling an keinen Pfahl binden.

*

Ein Lehrer ohne Leben ist eine Wolke ohne Regen.

*

Die wissen, was im Himmel geschieht, wissen meist nicht, was vor der Nase ist.

*

Er weiß alles, er hört das Gras wachsen und die Flöhe husten.

*

Grünes Holz wirkt sich.

*

Es gehört ein Mönch dazu, um das Leben Jesu in Marias Leib zu beschreiben.

(Aus dem demnächst bei Eugen Diederichs in Jena erscheinenden Werk „Deutsche Sprichwörter“. Ausgewählt und eingeleitet von Walter G. Oski-jewski.)

Botschafter alten Stils. Am 11. Mai 1833 kam der Graf von Saint-Aulaire in Wien an als Botschafter des Königs von Frankreich, des Bürgerkönigs, am kaiserlichen Hof. Man kann sich leicht denken, daß er von der ältesten, vorurteils- und dünkelsvollsten Aristokratie des damaligen Europas recht kühl aufgenommen wurde und in ein Dornengebüsch von Schwierigkeiten geriet. Schon sein Vorgänger, der Marschall Raison, hatte der Unannehmlichkeiten ein gerüttelt und geschüttelt Maß erdulden müssen, besonders von Seiten der unverhüllt feindseligen Gattin des kaiserlich russischen Gesandten. Als schauer Fuchs erschlich sich Saint-Aulaire zunächst des Wohlwollens der allmächtigen Fürstin Metternich. Um ihre Haltung zu entschuldigen, nannte sie ihn „viel zu gepudert und zu vornehm, das revolutionäre Frankreich zu vertreten“. So wurde manche klippenreiche Giftenfrage erledigt; aber es blieb die Feindschaft der Russin. Als der Botschafter die furchtbare Gegnerin zum erstenmal zu Gesicht bekam, ward er inne, daß er ebenso furchtbare Waffen gegen sie zur Verfügung hatte. Eine Erinnerung tauchte in ihm auf, die 20 Jahre zurücklag. Er sah sich mit vielen Herren in einem kosteten Dame-Salon zu Paris; auf einem Divan lebte ein entzückendes Weib, ein köstliches Modell für eine neue sizilianische Venus, in ein Wunder parteker Stoffe gehüllt, aber nicht verhüllt. Der Herzog von Guise hielt ihre Hände in seiner Hand, während ein junger russischer Mosseur ihre Beine mit den duftigsten Salben behandelte und den rossigen Nägeln ihrer Zehen die denkbar peinlichste Sorgfalt widmete. Saint-Aulaire hatte die Göttin von damals wiedererkannt. Eine ganz, ganz zarte Hindeutung darauf bei Tische und seine Feindin streckte bedingungslos die Waffen. „Sie werden nie von der Vergangenheit sprechen“, flüsterte sie, „ein Edelmann kann schweigen.“ Nach einiger Ueberlegung, noch leiser: „Besuchen Sie mich! Ich will Ihnen meine Füße zeigen. Sie sollen sagen, ob sie noch sind wie damals!“
H. D.

Naturwissenschaft

Gottesurteil und Leidenstoffsches Phänomen. Orbalien oder Gottesurteile waren mittelalterliche Gerichtsverfahren, um in schwierigen Fällen Gott selber die Entscheidung über Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu übertragen. Es lag nahe, sich dazu solcher Naturerscheinungen zu bedienen, die unter vermuthlich genau gleichen Bedingungen des Zustandekommens einen verschiedenen Verlauf nahmen. Unter den Gottesurteilen dieser Art erfreute sich die Feuer- oder Eisenprobe besonderer Beliebtheit: Die angeschuldigte Person mußte mit unbelledeten Füßen über glühende Platten schreiten und kam dann merkwürdigerweise manchmal mit heiler Haut und ohne weitere Belästigung durch eine hochnoxeurische Gerichtsbarkeit davon; denn der Unverletzte galt als unschuldig. Die heutige Physik führt die Erscheinung des Urverfehrbleibens auf das Leidenstoffsche Phänomen zurück: Bringt man einen Tropfen Wasser auf eine glühende, reine Platte, so läuft der Tropfen, ohne zu sieden und ohne die Platte zu benehnen, unruhig hin und her. Gießt man dann den Tropfen auf die Hand, so zeigt sich, daß er nur mäßig warm ist. Der Tropfen berührt nämlich die Platte gar nicht; er wird von einer Dampfschicht getragen, die aber nicht von einem Sieden, sondern von einer lebhaften Oberflächenverdunstung herrührt. Die Dampfschicht ist aber, wie alle Gase, ein sehr schlechter Wärmeleiter, mithin geradezu ein Wärmeschutz. Ist also eine Platte hinreichend heiß und sauber, so kann sie ohne Nachteil betreten werden, solange die natürliche Körperfeuchtigkeit zur Bildung einer schützenden und genügend tragfähigen Dampfschicht ausreicht. Noch heute wird der Beweis für die Möglichkeit des Unverfehrbleibens oft freiwillig erbracht durch Arbeiter in Gießereien, die ihre Hand in das glühende Metall tauchen und unverletzt wieder herausziehen.

Medizin

Die Ursache der Zuckerkrankheit. Seit langem schon mühen sich zahlreiche Forscher ab, das Rätsel der Zuckerharnruhr — des Diabetes mellitus — zu lösen. Keinem ist es bisher gelungen, die Ursachen restlos klarzulegen. Vor kurzem erst sind in der Heilung des Diabetes durch Einführung des Insulins wesentliche Fortschritte erzielt worden. Dieses wird — auf Grund von Forschungen zweier kanadischer Gelehrter, Banting und Best, aus der Bauchspeicheldrüse — und zwar aus dem sogenannten Inselgewebe — gewonnen, besonders aus den Drüsen der Knochenfische und Kälberembryos. Es wird eingespritzt; bald hinterher tritt eine deutliche Herabsetzung des Blutzuckers, der Ausscheidung von Zucker im Urin und der sogenannten Ketokörper — Stoffe, die bei schwerem Diabetes im Harn ausgeschieden werden — ein. Gleichzeitig wird der Organismus wieder in die Lage versetzt, die mit der Nahrung zugeführten Kohlenhydrate (Zuckerstoffe) besser zu verwerten. Wir wissen nun, daß die Bauchspeicheldrüse im Zuckerstoffwechsel eine wichtige Rolle spielt. Entfernt man sie einem Hunde, so tritt schwere Zuckerharnruhr auf. Nimmt man sie heraus und pflanzt sie an anderer Stelle ein, so bleiben die genannten Folgeerscheinungen aus, d. h. aber die Bauchspeicheldrüse gibt Stoffe in die Blutbahn ab, deren Anwesenheit zur Erhaltung des normalen Zuckerstoffwechsels unbedingt erforderlich sind. Ähnliche Beziehungen mit dem Zuckerhaushalt des Körpers bestehen zwischen Schilddrüse und einem Teil der Nebenniere — einem an der Niere befindlichen kleinen Organ. Weiter ist bekannt, daß die Leber für den Zuckerstoffwechsel von größter Be-

deutung ist. Unter normalen Verhältnissen speichert sie den ihr zugeführten Blutzucker als tierische Stärke (Glykogen) auf. So wissen wir denn auch, daß Uebererschwellung und Schrumpfung in Beziehungen zum Diabetes stehen können, wie auch solche bei Erkrankungen der Gallenwege vielfach beobachtet werden. Ferner kennen wir Zusammenhänge zwischen infektösen Darmerkrankungen und erhöhten Zuckerausscheidungen; besonders bei Kleinkindern wird derartige nicht allzu selten gefunden. Während der Schwangerschaft ist gleichzeitig das Gleichgewicht im Zuckerhaushalt vielfach ins Wanken gebracht. Daß Nerveinflüsse eine gewisse Rolle spielen, unterliegt kaum einem Zweifel. Wir können übrigens durch Einstich in eine bestimmte Stelle des Gehirns reichliche Zuckerausscheidung im Harn künstlich herbeiführen. In letzter Zeit wird auch auf die ungünstige Wirkung von nicht völlig im Darm verlegten Nahrungseiweißen, das durch die Darmwand in die Blutbahn gelangt, hinawiesen. Auch eine Art Selbstvergiftung mit im Körper selbst gebildeten Giften wird als Ursache von Diabetes angenommen. Kurzum — es wird eine ganze Reihe von Ursachen angeführt, die, jede allein für sich oder gemeinsam die Zuckerharnruhr herbeiführen können. Es bleibt jedoch noch emsiger Forschungsarbeit vorbehalten, die letzten Ursachen des Diabetes mellitus zu ergründen.

Kulturgeschichte

Der schwarze Tod im Kinderlied. Der Todeszug der Pest, der hauptsächlich im Mittelalter, aber auch später noch bis ins 18. Jahrhundert hinein über das Abendland gerast ist, gehört zu den grauigsten und zugleich großartigsten Kulturbildern der Geschichte. Durch eine geschickte Zusammenstellung des überaus zerstreuten Quellenmaterials läßt nun Johannes Rohlf in einer bei Gustav Kieperleher in Potsdam erscheinenden „Chronik der Pest“, die den Titel „Der schwarze Tod“ führt, die Gestalt dieses furchtbaren Würgers vor uns erstehen, mit all dem Spuk und Aberglauben, den nicht auszudenkenden Scheußlichkeiten und Verirrungen, den Geißlerfahrten, Tanzepidemien, Totentänzen und zügellosen Orgien, den Verfolgungen und Morden, die damit verknüpft waren. So fern uns auch heute glücklicherweise durch die Fortschritte der Heilwissenschaft die Pest gerückt ist, so ist es doch ein Beweis für den unaussprechlichen Eindruck, den sie im Volksgemüt hinterlassen, das in den Bräuchen und Märgen, den Volks- und Kinderliedern noch immer Anspielungen auf diese Gottesgeißel fortleben.

Ebenso wie Don Juan und Larnhäuser in ihrer dämonischen Größe aus der Peststimmung hervorgewachsen sind, ist auch der Rattenfänger von Hameln eine Figur, die den mit der Pest zusammenhängenden Kinderfahrten ihre Entstehung verdankt. Im Jahre 1284, dem ein großes Pestjahr vorangegangen war, spielte sich die tragische Wundergeschichte zu Hameln ab, und sie steht in dieser Zeit nicht allein, denn wir hören auch von anderen Auszügen der Kinder, die ganz ähnlich wie die Geißler und Tanzsüchtigen, sich vor dem schwarzen Säreden auf die Fucht machten und für immer verschwanden. Der „Schwarze Mann“, mit dem man die Kinder noch heute schreckt, ebenso der „Schwarze Peter“ des Karnevals — sie gehen auch auf der „Schwarzen Tod“ zurück. Ein beliebtes Lauf- und Fangspiel der Kinder „Wer fürchtet sich vor dem schwarzen Mann“ mag ein Nachklang der alten Totentänze sein, für die die Pest den wüsten Hintergrund abgab. Wenig bekannt ist, daß auch ein allgemein bekanntes Volks- und Kinderlied „O du lieber Augustin“ den Schrecken der Pestzeit entstammt. Es war der saganumwobene Wiener Volkslied- und Dudesackpfeifer Max Augustin, der dieses Vieblein mit seinem letzten Galgenhumor von 1679 entstimmte, als er in diesem schlimmen Pestjahr unter Toten und Sterbenden nichts mehr verdienen konnte.

Erdkunde

Am größten Wasserfall. Der von Livingstone entdeckte Wasserfall des Sambesi, den er „Victoria-Fall“ taufte und den die Eingeborenen anschaulicher „Mosi wa tunja“, d. h. „Tosender Rauch“, nennen, ist der größte Wasserfall der Erde, denn seine Wassermassen sind ungefähr fünfmal so groß wie die des Niagara und seine Höhe ist größer als die des höchsten Turins der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, der 113 Meter mißt, während die Höhe des Niagaras „nur“ 44 Meter beträgt. Die Gesamtlänge dieses Wasserfalls beträgt 900 Meter. Freilich gewährte der Fall nicht einen so imponierenden Eindruck wie der Niagara, weil er nicht von einer einzigen Stelle aus ganz zu übersehen ist, aber dafür ist er ein einzigartiges Naturwunder, von dem in der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ ein anschauliches Bild entworfen wird. Der Sambesi stürzt sich nicht — wie es bei allen anderen Wasserfällen geschieht — von hochgelegenen Land auf ein tieferes herab, sondern er durchfließt eine wellige Ebene, in der sich plötzlich ein tiefer Erdschlucht quer zur Stromrichtung auf-tut, der wahrscheinlich durch ein Erdbeben entstanden ist. Die Wassermassen des Flusses ergießen sich nun in diese Erdschlucht und haben sich durch die entgegengelegte Wand einen Ausgang durchgefressen, und sie schießen in die Tiefe hinab. Der Querschnitt ist aber 2 Kilometer lang, und in dieser ganzen Entfernung fällt der gewaltige Fluß ungefähr 120 Meter tief hinab. Der Spalt ist kaum 80 Meter breit, und da er nicht gerade ist, kann man den ganzen Fall von keiner Stelle übersehen. Nur der aus der Schlucht viele 100 Meter hoch emporwirbelnde Wasserdampf, der „Tosende Rauch“, der häufig Regenbogen erzeugt, läßt die ganze Breite erkennen.